

Verlag Bibliothek der Provinz

Wolfgang Pullmann
ANSCHAUUNGEN EINER HERZKLINIK
Novelle

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-438-4

© Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at


Kultur
Land Salzburg

Wolfgang Pullmann

ANSCHAUUNGEN
EINER HERZKLINIK

Novelle

Irgendwo sehe ich den Berg, zu dem ein Höhenweg führt. Mein Körper ist träge, es wäre angenehmer, da sitzen zu bleiben im Garten und hinaufzuschauen mit einem Fernglas. Ich sage zu meinem Körper: Komm und mach dich auf den Weg, es lohnt sich. Und der Körper, träge vom langen Sitzen, gehorcht und gibt sich die Mühe, endlich aufzustehen. Es ist mein Kopf, der das veranlasst, und dann will er nichts mehr wissen, es ist ihm egal, was passiert. Vielleicht wäre es besser, nichts anzufangen. Oder sollte man es doch versuchen? Er (der Körper) bewegt sich endlich und nimmt die Natur wahr. Vielleicht nimmt sie ihn auch wahr oder es ist ihr egal, wer da einbricht in sie. Die Zeit wird kommen, wo sie froh sein wird, dass sie in Ruhe gelassen wird. In Ruhe. Unberührt. Deshalb sagen wir, dass wir hinausgehen in die unberührte Natur. Um das Chaos auszugleichen, das wir in uns herumtragen. Ja, da hilft sie, die Natur, um die Seele reinzuwaschen. Aber ich kann mich nicht um alles kümmern, es geht nicht um die andern, es geht um mich. Ich bin selbst ein Teil dieses Chaos und ich muss mich um mich selbst kümmern. Das wird notwendig sein, denn ich spüre, dass die Kräfte schwinden, nein, nicht die Kräfte, es ist der Atem, der mein Tempo drosselt, nicht plötzlich, sondern allmählich, mit jedem Schritt, den ich bergwärts gehen will; ja das ist es, ich *will* gehen, flott gehen, so wie die anderen, die schon weit voraus sind, aber es ist mir nicht möglich mit dem klopfenden Herz, das so stark hämmert, als wäre es schon daran zu bersten. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, zu Hause zu bleiben. Das würde meine Situation aber nicht ändern, mit dem Fernrohr in der Hand im Lehnstuhl sitzend. Gestern habe ich gesagt, es mir egal, wo ich bin, völlig gleichgültig. Heute atme ich frische Luft und die vielen Gip-

fel um mich herum, die Bergseen und Täler. Ja, das ist es, sich vom Körper abzuwenden und vom Kopf, um frei zu werden für Neues. Dort oben auf den Zinnen kann ich die Kletterer erkennen, an ihren Seilen hängend, dann springen sie sogar, gesichert von den Bergkameraden, von einer zur anderen. Ich kann sie sehen in ihren bunten Bergjacken, sogar ohne Fernglas gegen den blauen Himmel. Ob sie mich sehen, der ich da liege, erschöpft, im weichen Polster des Almrausches? Ihr Interesse ist nicht nach unten gerichtet, wen kümmert es, dass ich da liege? Wer blickt schon hinunter, wenn sich die Gipfel anbieten? Die schrillen Pfiffe der Murmeltiere signalisieren, dass sie da sind oder dass Gefahr lauert oder dass sie bloß miteinander kommunizieren. Wie lange bin ich schon hier? Das habe ich mich schon oft gefragt und ich könnte antworten: seit einer Stunde, seit einem Monat oder seit Jahren, je nachdem, was ich unter *hier* verstand. Da wies sich immer das Hier als eine veränderte Bestimmung. Die Pfiffe der Murmeltiere, die jetzt weniger wurden, signalisieren den zu Ende gehenden Tag, denn sie verschwinden, eines nach dem anderen, in ihren Erdlöchern. Sie sind nur im Sommer aktiv und die restliche Zeit des Jahres schlafen sie in ihren Erdlöchern. Trotzdem ist ihr Leben so kurz, gemessen an meinem. Die andere Frage, die ich mir stelle, warum ich gekommen bin, lässt einige Antworten zu. Weil ich einmal durch Zufall da war, weil ich diese Landschaft liebe, weil ich immer in den langen Sommern komme und die Zeit suche, die jeweils vergangene, die verschwunden ist, weil die Erlebnisse nicht wiederkehren von damals. Was geblieben ist, das ist die Stille, diese einsame Stille, die jeden Schrei verschluckt, als sei er nie gewesen. Dann setze ich einen Fuß nach dem anderen auf die Erde, Schritte, die immer schneller werden sol-

len, denn der Tag wird bald der Nacht weichen, jedoch mein Herz schlägt immer heftiger, ein Klopfen, das nach außen dringt und einen Druck auf der Brust verursacht, der auch meinen Vater leiden ließ, soweit ich mich erinnern kann. Diese Gedanken helfen nicht, die Füße müssen ihre Arbeit tun, schnell ins Tal und nur nicht stürzen und liegen bleiben müssen; die Aasgeier würden sich freuen und mir das Herz heraushacken, dann wäre dieses Problem beseitigt. Noch sind sie hoch oben, irgendwo in den Wipfeln, von wo sie mich verfolgen und bloß warten, dass mir etwas zustößt. Ich kann die Augen nicht zu ihnen erheben, ich sähe sie nicht, bloß ihre Schnäbel vielleicht, diese gebogenen, diese Mordwerkzeuge. Noch ist nicht meine Stunde, ich hoffe, sie wird es nicht sein; ich bin noch zu hoch oben und muss vollenden, was der Tag von mir verlangt. Dieser Wettlauf mit der Zeit, die ja nichts dafür kann, dass ich noch nicht im Tal bin; sie ist immer im Takt, nur ich bin es nicht, der Taktlose, der Langsame und langsamere werdende, der atemlos Ermüdende, der Erschöpfte. Ja, jetzt ist es so weit, es wird Nacht. Ich spüre, wie sie auf mir lastet, das ungeheure Dunkel mit ihrer Schwere. Wo ist der helle Tag geblieben, der mich aufgerichtet hat und mich hinaufstreben ließ, dieses Leichte und Unbeschwerte eines Sonnentages? Ich muss weitergehen, bald werde ich hier gewesen sein und niemand kann mich mehr finden, das weiß ich ganz sicher, denn die Nacht verbietet, was der Tag erlaubt. Trotzdem muss ich versuchen, durch die verschlingenden Zeiten, wo ich jetzt bin oder nicht mehr bin oder wo ich sein werde, mich durchzukämpfen mit pochendem Herz. Die Nacht verkürzt den Weg und ich spüre an meinen Wangen den peitschenden Wind und die Feuchte des Humus, in den ich meine Hände getaucht habe. Wenn

ich die Augen schlieÙe, dann ist es auch Nacht, jedoch es ist eine andere Finsternis, eine, die meine Welt verkleinert. So gehe ich doch wieder entlang der hochstehenden Farne am Wegrand, die mir vergegenwärtigen, dass ich da bin, denn niemand ruft nach mir. Es begreift auch niemand meine Lage, wie ich mich keuchend talwärts mühe, nicht die Lärchen und Zirben, die bloÙ achtlos dastehen. Das sage ich nur so, ohne zu wissen und zu verstehen, warum sie da sind. Als Unwissender begreife ich mich ja selber nicht. Und verstehen? Da gibt es nichts zu verstehen, mir hilft nur das Staunen über den Kreislauf von Tag und Nacht, über die Berge, die Wälder, die Jahreszeiten, die Wüsten und Meere. So bin ich in guter Gesellschaft mit mir. Große Worte können mich nicht mehr beunruhigen, sie sind nicht groß. Ich erhebe meine Hände, um das Flüstern der Nacht zum Schweigen zu bringen. Die Fledermäuse lassen sich nicht abbringen von ihrem flatterhaften Durchschneiden der schwarzen Wand. Dort vorne schwirren sie um das Wegschild an der hohen Stange, ohne anzustoßen. Es ist ihre eigene Welt, die große Welt der Dunkelheit, in der sie sich zurechtfinden. Das ist mein Problem. Ich muss, über Steine und so manches Geäst tastend mit meinen FüÙen, mich hinabkämpfen, weil mir der sechste Sinn fehlt. Das unterscheidet mich von den Fledermäusen mit ihrer flatterhaften Lebendigkeit, gegen die ich ein altes, ängstlich umherirrendes, unsicheres und unansehnliches Geschöpf bin. Vielleicht hat mich der Schöpfer, dieser große Unbekannte, eben hierher versetzt, um zu beweisen, wie armselig ich mich ausnehme gegenüber der Natur, die ein großes Ganzes darstellt mit allen Dingen um mich herum, mit den Bäumen und Vögeln, Luft und Wasser und den Gestirnen, damit alles weitergehen kann, ohne dass ich die

Einzelheiten kennen muss. Das sage ich heute und ich brauche nur zurückzukehren zu meinem Ausgangspunkt und morgen bin ich wieder inmitten meiner gewohnten Umgebung mit seinen Annehmlichkeiten. Dann komme ich mir vor wie ein Auferstandener, der alles anders machen will. Was würde es ändern an meinem Zustand? Ich wäre kein anderer als der, der ich bin, und zu sagen, ich bin da oder dort, für dieses Herumirren besteht keine Pflicht. Auch nicht irgendeinem Ruf zu folgen. Für das, was zu tun ist, habe ich alles Notwendige zur Hand und weiß, dass meine Geschichte folgen wird, die noch in der Ferne liegt. Dorthin muss ich noch gehen, um mich zu treffen und mit meiner Geschichte zu beginnen. Das Gebot der Stunde lautet: schweigen und lauschen und die Geräusche wahrnehmen des Ortes und der Natur. Es spielt keine Rolle, wo das ist, bei den Freunden drüben im Nachbardorf, wo ich im Garten bin und im Gras liege oder mich stehend an der Sense anhalte, weil ich nicht weiß, wie man mit ihr umgeht, oder wenn ich kniend die Sichel handhabe. Oder ich sitze bloß da. Liegen und sitzen oder stehen und knien, das sind die Möglichkeiten, die sich mir bieten. Hauptsache ist, ich bin auf der Erde und ich bin bei mir. Einiges fällt immer schwerer, von Jahr zu Jahr. Das Atmen etwa. Der Atem hält meinen Körper zurück und sagt, du kannst deinen Freunden nicht folgen, ich lass dich nicht los aus meiner Umklammerung. Der Berg trägt keine Schuld, ich danke ihm, dass er es mir nicht noch schwerer gemacht hat. Dann meine Sprache, die langsamer wird, vielleicht weil ich mit zunehmendem Alter überlege, was zu sagen ist. Das Unwichtige scheidet aus. Hier liegt der Unterschied zu den Vielen, die reden, immer nur reden, und ich warte, bis sie endlich etwas sagen. Etüden der Leere, die mich zermürben.

Ich warte auf den Gedanken, auf den es ja ankommt, wenn etwas gesagt werden will. Das hängt mit dem Augenblick zusammen (so glaube ich), in dem der Gedanke zum Ausdruck kommen soll, denn die Sprache, auch die ungesprochene, kann nie alles einfangen, was uns in diesem Augenblick, wo er Gedanke entsteht, an Bewusstem oder auch Unbewusstem zufällt. Dieses platzt sozusagen herein und wir stehen mit leeren Händen da, und um nicht der Unwissenheit bezichtigt zu werden, füllen wir die Leerräume mit reden. Bei mir werden die Pausen zwischen den Sätzen und Wörtern länger, das macht ja nichts und es sagt auch niemand, es störe ihn. Ich spreche auch leiser. Immer leiser. Um nicht die Umweltgeräusche überstimmen zu müssen. Ich nutze die Pausen, die zum Raum gewordene Zeit, um die Stille hereinzulassen, sonst darf sie von niemandem betreten werden. Von niemandem. Die Stille ist Heimat und Nährboden für das Denken. Durch das Schauen kommen die Dinge für das Denken. Schauen und Denken als wechselseitige Befruchtung will in Balance gehalten werden. Warum immer nur denken? Es muss auch einen Ausweg geben, es gibt immer einen Ausweg, der aus den gewohnten, oft ungeliebten Bahnen führt, zu einem Ziel, einem noch undefinierten, nicht klar umrissenen, doch im Unbewussten nebelhaft vorhandenen (spürbaren), das sich als solches bereits als Weg weist. Worauf warte ich noch, um es zu glauben? Ich kann fragen, wo der Ausweg mündet oder wie lange der Weg sich hinziehen wird. Eine Möglichkeit besteht darin, eine Antwort zu finden oder aber bloß weitergehen, als ob ich nicht gefragt hätte. Was bringt denn schon ein Ja oder Nein von einem, der die Frage nicht begriffen hat, weil er meine Lage gar nicht kennt? Er, der glaubt zu wissen, ohne sich in den Spiegel zu

schauen, da würde er staunen mit aufgerissenen Augen, wie sich die Wüste vor ihm auftut oder die abgrundtiefe Schlucht. Es spielt sich doch vieles im Kopf ab, es taucht jetzt auf, das vor kurzem Geschehene, und mischt sich mit den Vorstellungen, die ich habe oder noch haben werde und mit den Plänen, die noch nicht umgesetzt sind oder die sich nicht umsetzen lassen, weil die Voraussetzungen gar nicht da sind oder noch nicht da sind, um sie wirklich werden zu lassen. Wie viele Tage und Nächte wird es noch brauchen, wie viele sommerliche Hitzen oder winterliche Kälten, es kommt darauf an, wo ich sein werde. Ich habe Erfahrungen, die ich fragen könnte, eine nach der anderen, der Reihe nach sagen sie mir nichts, denn sie sind mit den Umständen gewachsen, ganz anderen als heute, daher kennen sie einander nicht. Diese Wechselfälle des Lebens, wo einer versucht, dem anderen aus seiner Erfahrung einen Rat zu geben, müssen misslingen, denn seine Erfahrung ist nicht die unsere. Das wäre ja einfach und mein Leben wäre rasch erzählt, als gäbe es ein Rezept, ein einziges, gegen alle Krankheiten: also Schritt für Schritt den eigenen Weg gehen, den kein anderer für mich gehen kann. Genau so, wie meine Mutter mich in das Leben gesetzt hat und nicht irgend eine andere, nicht Demeter und Kore. Seitdem bin ich unterwegs, schauend unterwegs, um die Dinge einzufangen für das Denken, auch schreibend, später dann, um mir nicht selber irgendetwas vorzumachen, Ausflüchte zu verbieten, wie: Es könnte auch anders gewesen sein oder dieses und jenes hat sich gar nicht ereignet oder die Meinung eines Zeugen: Das habe ich ganz anders gesehen, und: Das hätten Sie auf den Punkt bringen müssen, welchen auch immer, es sieht ja immer anders aus aus der Sicht der anderen. Nicht nur von jenen, die es gut mit mir meinen. Anschauungen

von Räumen des (noch) unbekanntem Lebens, das wäre ein Ausweg, um aus dem Schlamassel herauszukommen, ein erster Schritt, ein Schrittchen auf dem langen, mit der Qual eines Vielleicht oder Womöglich beladenen Weges. Die bekannte Welt ist zu verlassen mit ihren Geschöpfen, ihrer Monotonie oder auch mit ihrer Mannigfaltigkeit, mit dem Gleichklang der Worte, und der Gang ist fortzusetzen in neuer, frischer Luft durch Tage und Nächte, langsam fortschreitend, nein, nicht langsam, sondern immer schneller werdend, aus begreiflichen Gründen. Ich komme mir vor wie ein Kind, dem alles nicht schnell genug gehen kann, weil es glaubt, irgendetwas zu versäumen. Unglaublich, wie schnell Kinder laufen können, da bekomme ich Probleme mit dem Atem und rufe mir selber zu: Dann mach dir eben Luft oder probiere zu fliegen, ja, das würde mein Problem lösen, vielleicht. Das kommt in Träumen vor, dass wir fliegen. Jetzt ist es mühseliger. So wie sterben, denke ich mir, das kann ein langwieriger Gang sein, bis wir eintreten in unbekanntes Terrain. Darüber kann ich nichts sagen, niemand ist zurückgekehrt und hat mir davon erzählt. Da wallen sie auf, diese alten Gedanken, oft unterdrückt und dann wieder fallengelassen, wenn sie auftauchen aus meinem Inneren. Das ist heute, dieser Tag, auf den der Abend folgt. Und dann kommt wieder ein neuer Tag, und so rücke ich vor in der Zeit, ohne dass es möglich ist, Tage zu überspringen, Tage wie diese, an denen mir gar nicht wohl zumute ist. Schlafen wäre eine Variante, traumloser Schlaf, den es aber nicht gibt, es sei denn, ich werde in einen Tiefschlaf versetzt, einen künstlichen Tiefschlaf, den ich nicht denken kann, und dennoch ist es geschehen, das Erlebnis dieser Art, von dem noch zu berichten sein wird.

— — —

Ich darf es nicht verwechseln, niemand darf es verwechseln, die Räume und Zeiten von heute mit jenen der Jugend. Das Hier von damals, wie ich es wahrgenommen und erlebt habe und in die Gegenwart rufe, lässt mich staunen und wehmütig werden. Hochalpine Wanderungen, die ich mit Freunden unternommen habe. Über Bergwiesen und Schuttriesen bis zur Lärchengrenze und schütter bewachsenen Bergrücken und weiter zu den höher gelegenen Weideböden, wo im Sommer blondmähnlige Haflingerpferde eine gute Sommerfrische haben, in der Ferne ein Törl in den Felsen und dorthin über Mulden und verwachsene Moränenwälle, gut erkennbare Stirnmooränen, die bezeugen, wie dieser oberste Bereich der Almen einst vergletschert war. Mit festen und sicheren Schritten gehen wir auf Felsabsätzen und Schuttbändern ziemlich steil empor und gelangen durch kleine Rinnen und helle Felsen zu einer Schutzhütte. Der weitere Anstieg führt über einen kurzen Felsgrat, und nach Querung von abschüssigem Gelände besteigen wir den Gipfel. Wir stehen am Spitzkofel, dem heimlichen Herrscher der Lienzer Dolomiten. Welches Hochgefühl, das wir teilen, auch mit jenen, die noch heraufkommen aus dem Tal, und wir laben uns mit dem frischen Quellwasser, das wir in unseren Rucksäcken mitgebracht haben. Wie gut die Luft schmeckt hier oben. Wenn es nicht zu gefährlich wäre, hier auf dem Gipfelgrat, würde ich einen Purzelbaum schlagen, um Gott zu danken, der diese Welt geschaffen hat in seinem Einfallsreichtum. Hier gibt es nichts zu hinterfragen, alles ist da, der kristallklare Himmel, die Zacken der Zinnen, die sich von ihm wie Scherenschnitte abheben, der Talboden mit dem Fluss. Unhöflich wäre die Frage, warum er das geschaffen hat in nur sieben Tagen. Ich maße mir nicht an, der Sinn für die Schöpfung zu sein,

zu einem ganz kleinen Teil bloß ein Werkzeug, das sich selber genügt und gefällt. Ich bin glücklich um mein Dasein in der Welt und dankbar, die Natur zu sehen, einen Schmetterling bei seinem Kunstflug zu beobachten und eine Biene zu schauen, die sich eine Blume als Arbeitsplatz auserkoren hat. Wie leicht habe ich das damals dort bewältigt, die Gehzeiten, die auf den Wegweisern angeschriebenen, unterschritten, ohne atemlos zu werden oder gar müde, auch abends nicht bei der Hüttengaudi. Damals, nördlich der Adlersruhe, setzt eine meist vorhandene Trittspur an, die auf einen etwas erhöhten Firnbogen leitet und bald das Glocknerleitl in Kehren ansteigt. Ein schmaler und spitz zulaufender Schneearm führt zum hochliegenden Felsansatz des Kleinglockners. Vorsichtig umgehe ich einen kantigen Felswürfel, ehe ich in die Obere Glocknerscharte absteige, wo mir ein Stahlseil behilflich ist. Auf der zugespitzten Schneekehle ist Balancegefühl erforderlich. Dann steigen die Schlussfelsen zum Gipfel steil auf und setzen mit einer Seillänge im gutgriffigen Fels fort, ehe ich über geneigtere Blöcke den Großglockner erreiche. Das Glück ist bei mir, als sich der Gipfel bei prachtvolem Wetter klar vom seidenblauen Himmel abhebt. Natürlich darf die Eintragung in das Gipfelbuch nicht fehlen, die in der Adlersruhe Zeugnis gibt, dass ich hier war, damals. Dann folgt der Abstieg über felsiges Gelände, das so steil ist, dass ich mich mit Händen und Füßen hinabtaste, so wie meine Weggefährten auch, im Rückwärtsgang, den Blick auf den Felsen geheftet, jeder Griff und jeder Tritt muss seine Richtigkeit haben, will man heil unten ankommen beim Ködnitzkees. Der Bergführer geht voran mit den ihm Anvertrauten, am Seil einer nach dem andern, mit einem Abstand von zehn Metern. Bei der Hütte angelangt, lösen wir die Brust-

gurte und legen die Steigeisen ab, die wir geliehen haben. Dann ist jeder wieder frei, auf sich allein gestellt für den weiteren Abstieg. Nur noch eine Stunde, ein Spaziergang bis zum Tal, wie leicht es sich geht, ich will mich abholen lassen, wenn das heute möglich wäre, und zurückversetzen in das Damals mit seinen tausend Verlockungen, denen ich folgte mit purer Lust, denn nichts war mir zu schwer, nichts unerreichbar, nichts unmöglich, ich stand einfach da, so mutig, so gesund, so widerstandsfähig gegen alles, was sich meinen Vorhaben entgegenstellen sollte, als gelänge es mir, die Welt aus ihren Angeln zu heben, mit stürmischem Ernst. Ich bin meiner Sehnsucht gefolgt ohne die Knebelungen des Alltags: Du sollst oder du musst oder du darfst nicht, einfach meiner inneren Stimme mit ihrer Forderung nach Freiheit. Da habe ich all das abgestreift, was man Sitte und Tugend nennt und Treue, alles, was hinderlich ist für das Leben, das wahre Leben. Es beinhaltete wilde und anstrengende Reisen, ohne zu wissen, was morgen geschehen wird, wo ich morgen sein werde. Ich bin in Dörfer gekommen, die ich vorher noch nie gesehen habe, und Gesichtern begegnet, die mir fremd waren, Stimmen, von irgendwoher, die mich leiteten in das Bunte, das Schöne, das Wechselhafte unserer herrlichen Welt. Meine Lebensgestaltung hatte Formen eines wirklichen Lebens angenommen, ohne Rücksichten, in dem man alles wagt für seine Sehnsucht, in dem es noch keine Schmerzen gibt als Vorboten für eine Krankheit. Wenn von Unsterblichkeit die Rede war, so blitzte die Erinnerung in mir auf, dass ich mich ihr nahe gefühlt hatte, als ich vor kurzem Mozart hörte und an den hellen Klängen seiner unvergänglichen Botschaft mitkosten durfte, der Botschaft des Heiteren, des Vergnüglichen, des Lustigen, aber auch der des Ernstes, des Getragenen, des Heiligen.

WOLFGANG PULLMANN, geb. 1940, arbeitete als Betriebswirt in internationalen Unternehmen und wirkte als Erwachsenenbildner in Bildungswerken, Schulen und privaten Institutionen. Während seiner beruflichen Tätigkeit studierte er Philosophie, Psychologie, Religionswissenschaften und schloss sein Studium mit dem Doktor der Philosophie ab. Die Arbeit an Texten für Vorträge und das Führen von Tagebuch sowie das Schreiben von Prosa und philosophischen Essays waren für ihn Ansporn, darüber hinaus an Texten zu arbeiten, in denen seine Erfahrungen und Erlebnisse zu Ausdruck kommen. Anlass des vorliegenden Textes war sein Aufenthalt in einer Herzklirik. Damit will der Autor Mut machen, auf Anzeichen des Körpers zu achten und sich rechtzeitig in ärztliche Behandlung zu begeben.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien